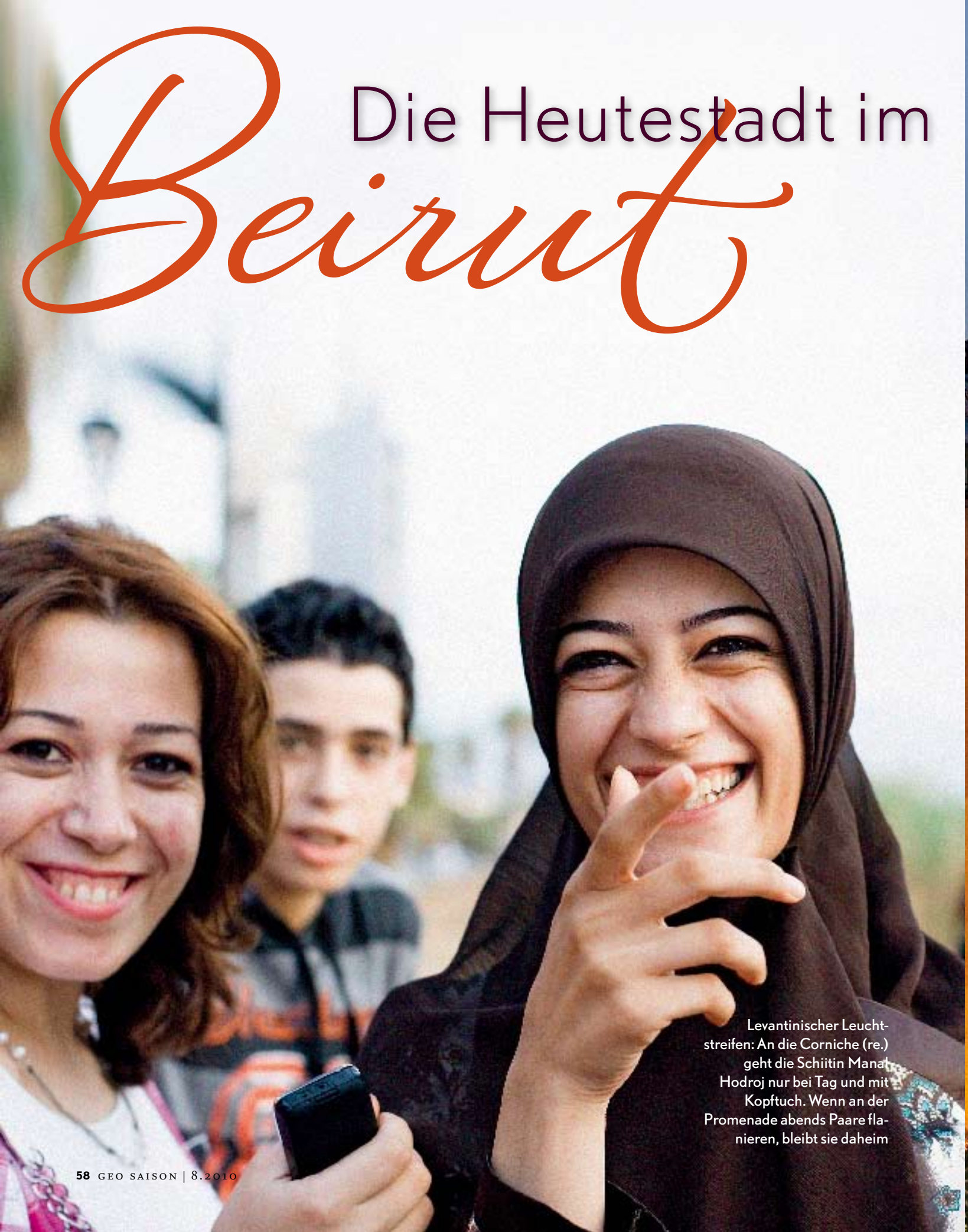
Die Heutestadt im Beirut



Levantinischer Leuchtstreifen: An die Corniche (re.) geht die Schiitin Manal Hodroj nur bei Tag und mit Kopftuch. Wenn an der Promenade abends Paare flanieren, bleibt sie daheim

Morgenland

VON **MICHAEL FRIEDRICH** (TEXT) UND **JENS SCHWARZ** (FOTOS)

Wenn es ein Maß gibt in der Hauptstadt des Libanon, dann das Übermaß. Zwei Millionen Einwohner, 3500 Jahre Geschichte, 18 Konfessionen und ein Leitmotiv: Lebe jetzt! Nach 15 Jahren Bürgerkrieg blitzt jener Glamour wieder auf, der Beirut einst den Ruf „Paris des Nahen Ostens" bescherte. Die Menschen vergnügen sich, als gäbe es kein Morgen, ziehen Energie aus den Spannungsfeldern von Schleiern und Stilettos, Khomeini-Postern und Jesus-Graffiti, Orient und Abendland

Samba am Märtyrerplatz: Tanzen und dem Frieden trauen

„Verschwende deine Jugend!“: Nach Jahren voller Konflikte genießen viele Beiruter jeden Tag, als wäre es ihr letzter – im Beach Club „Sporting“ oder bei einer Samba-Show vor der Moschee

1

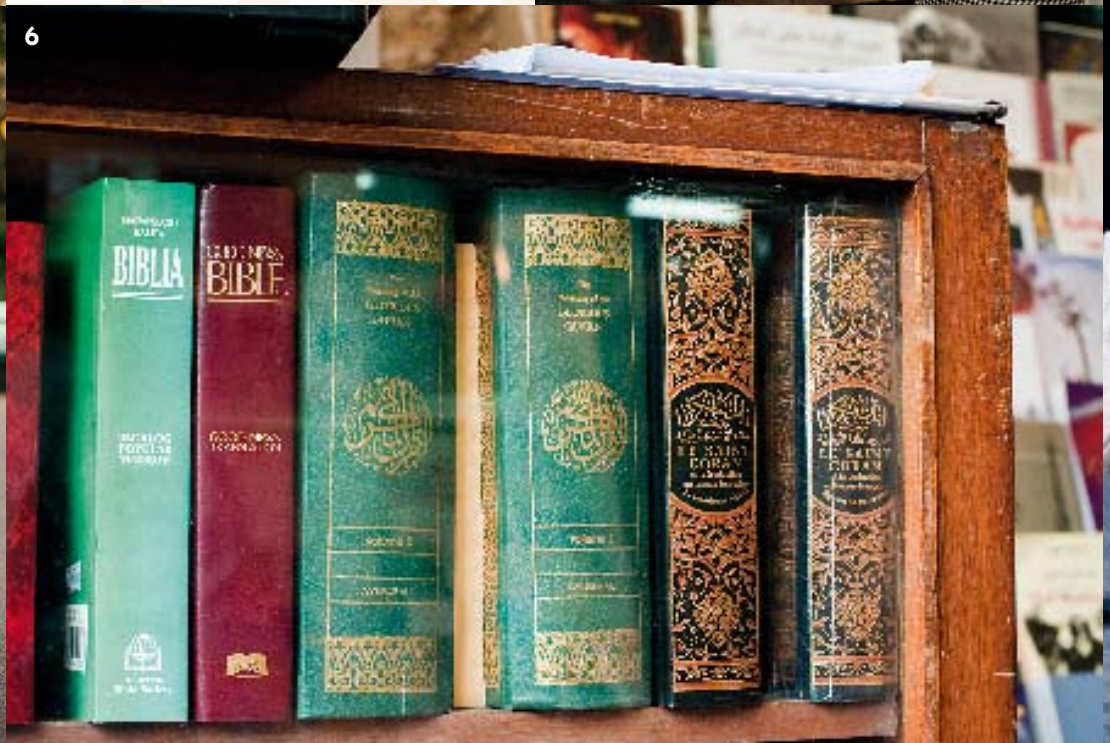
2

3

Nahöstliche Spezialmischung: An der Amerikanischen Universität spielt Religion eine Nebenrolle [1]. Im Zentrum üben Kirchen, Moscheen und Bankentürme friedliche Koexistenz [2]. Schmuckstücke im Christen-Viertel Aschrafieh [3]. Monsieur Sahyoun wirft köstliche Falafelbälle ins Öl [4]. Die 9-jährige Noor posiert im Festtagsdress [5]. Auf gute Nachbarschaft im Hamra-Viertel: die Bibel und der Koran [6]

4

5



6

Man zeigt, was man hat. Und was man noch nicht hat, bekommt man im Shopping-Viertel Solidere, dem Laufsteg im Zentrum

Ein bisschen mehr darf's immer sein in Beiruts *Daily Soaps*

Präsentierteller: In der Hamra führen die Passanten Fez, Tops oder ihre Business-Uniform spazieren (li.). Die selbstbewusste Muslima Hiba (M.) besuchte eine katholische Schule. An den libanesischen Süßigkeiten klebt das Glück (o. re.). Nicht mal Fliegen ist schöner als Wasserskifahren in der Einflugschneise des Airports (re.)

Fouad Hamdans Arbeitsplatz überdacht ein Sonnenschirm unter tiefblauem Himmel. Er balanciert seinen Laptop auf den Knien, spricht in einer Mischung aus Arabisch, Französisch und Englisch in sein Smartphone, blinzelt aufs Mittelmeer und greift hin und wieder nach einem Glas kalter Zitrone. Links von ihm rückt ein Pärchen auf einem Badetuch zusammen, rechts klatschen die Wellen gegen eine gekalkte Mauer, auf der zwei Männer plaudern. „Das meiste kann ich per Computer und Handy erledigen“, sagt der Deutsch-Libanese, als er aufgelegt hat, „und das mache ich bei einem solchen Wetter am liebsten hier.“ In einer Stadt wie Beirut, in der niemand weiß, was das Morgen bringen wird, sperrt sich keiner freiwillig in einen klimatisierten Bürokäfig ein, wenn er stattdessen auch am Meer sitzen kann.

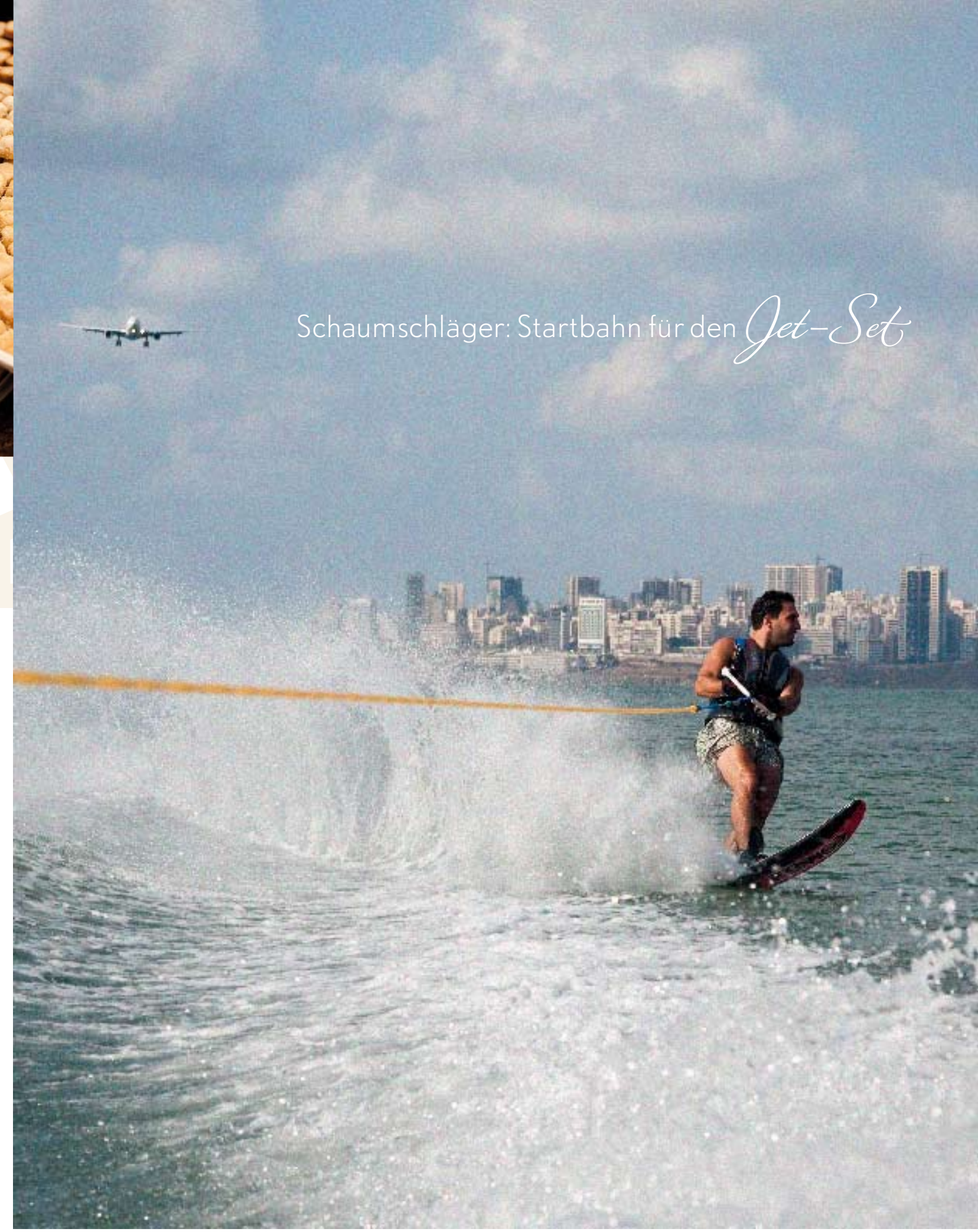
Wer Beirut besucht, lernt eine Stadt mit Vergangenheit kennen, die sich manisch auf das Heute fokussiert. Wie der 51-jährige Fouad, der als Menschenrechtsaktivist arbeitet, machen es hier viele: sein Freund Mimo etwa, ein Häusermakler, der ein paar Meter weiter die Füße überm Wasser baumeln lässt. Er fädelt all seine Geschäfte per Handy ein, bei Sonne in einem Beach Club wie dem „Sporting“, bei Regen in einem der vielen Cafés. „Beirut hat keine guten Strände“, sagt Fouad. „Das ‚Sporting‘ ist ein Klassiker, die Wasserqualität ist gut, und außerdem laufen nicht so viele totaloperierte Gäste herum wie anderswo.“ Der nahe Strandclub „Riviera“ zum Beispiel wird wegen der Massen an artifiziellen Dekolletés als „Silicone Beach“ verspottet.

Ein Jetski mit zwei johlenden Männern zieht eine Schaumspur durch die Wellen und umkreist den Pigeon Rock, zwei Felsen vor der Steilküste von Ras Beirut, der Westspitze der Stadt. Wohntürme mit hunderte Quadratmeter großen und Millionen Dollar teuren Apartments punktieren die nahe Corniche, die berühmte Küstenstraße, die sich entlang der Klippen windet.

Die Hoffnung auf einen Aufbruch im Nahen Osten hatte den gelernten Journalisten Fouad von seiner letzten Station Brüssel in die libanesische Hauptstadt gelockt. Die politische Situation schien relativ stabil nach der friedlichen Zedernrevolution im Jahr 2005, bei der die syrische Armee aus dem Libanon gejagt wurde. Nun koordiniert er für den Arab Human Rights Fund, eine privat finanzierte Stiftung, von Beirut aus die Unterstützung von Menschenrechtsgruppen in arabischen Staaten. „So etwas ist nur im Libanon möglich“, sagt Fouad, dessen Vater aus dem schiitischen Südlibanon und dessen Mutter aus Norddeutschland kam, „er ist mit Abstand das liberalste arabische Land – hier ist natürlich auch nicht alles erlaubt. Aber jeder macht, was er will.“

Das kann Charme haben, wenn zum Beispiel Schwulenbars eröffnen, die in anderen Staaten der Region undenkbar wären – und hier zwar ebenfalls illegal sind, aber wenigstens geduldet. Und kann ärgerlich sein, wenn ein führender Politiker im Fernsehen erklärt, dass er „natürlich“ keine Steuern zahle. „Korruption, Freiheit, Fanatismus, Toleranz, Hedonismus – hier existiert immer alles gleichzeitig“, so Fouad. „Egal, welches Klischee über den Libanon einer zur Wahrheit erklärt – eine Straße weiter findest du das genaue Gegenteil.“

Wenn Libanons Hauptstadt ein Maß kennt, dann das Übermaß. Von allem gibt es hier zu viel: Geschichte und schmutziges Geld, strategische Interessen und verfeindete Religionen, schwierige Nachbarn und Visionen, Immobilienhaie und Idealisten. ▶


Schaumschläger: Startbahn für den Jet-Set

Worldwide-Freidenker: Die Christin Raghda Mouawad kam in Saudi-Arabien zur Welt, der Schiit Fouad Hamdan in Norddeutschland. Die Schauspielerin und der Menschenrechtsaktivist gehen gern im religiös gemischten Gemmayzeh aus, wo nahe der Rue Gouraud die Mohammad-al-Amin-Moschee leuchtet (re.)

Die Mittelmeer-Metropole war immer ein besonderer Ort. Eine Stadt, in der Phönizier Handel trieben, Griechen tanzten und Römer einmarschierten, Mamelucken hausten und Kreuzfahrer Blut vergossen, das Reich der Osmanen zerfiel und Franzosen den Groß-Libanon ausriefen. In Beiruts Straßen massakrierten sich in den 15 Jahren Bürgerkrieg Christen und Muslime, beschossen sich Kommunisten und Nationalisten, schlugen palästinensische Mörsergranaten und israelische Bomben ein. Heute gabeln hier Saudis russische Prostituierte auf und gehen in Kopftücher gehüllte Schiitinnen Hand in Hand mit Freundinnen in Spaghettiträger-Tops spazieren. Am selben Tag kann man im Libanon-Gebirge Ski fahren und im Meer baden.

„Beirut ist eine spannende, eine großartige Stadt, wenn es ruhig bleibt", sagt Fouad, „aber das weiß man eben nie. Deshalb leben die Leute ja jeden Tag so, als gäbe es kein Morgen. Hier heißt es: ‚Ich will alles. Jetzt sofort!'" Schließlich braucht nur eine Bombe hochzugehen, schon ist alles völlig anders. „Für Besucher ist diese nervöse Energie sicher faszinierend, aber mich macht das manchmal einfach kirre."

Ein Freund schlendert herbei. „Bonjour habibi, kifak, good to see you!", begrüßt ihn Fouad in Beiruts polyglottem Mix. Issam Dakroub will eine Runde Wasserski fahren und sucht einen, der ihn schleppt. Lange muss er Fouad nicht überreden. „Morgen ist auch noch ein Tag. Yalla, let's go."

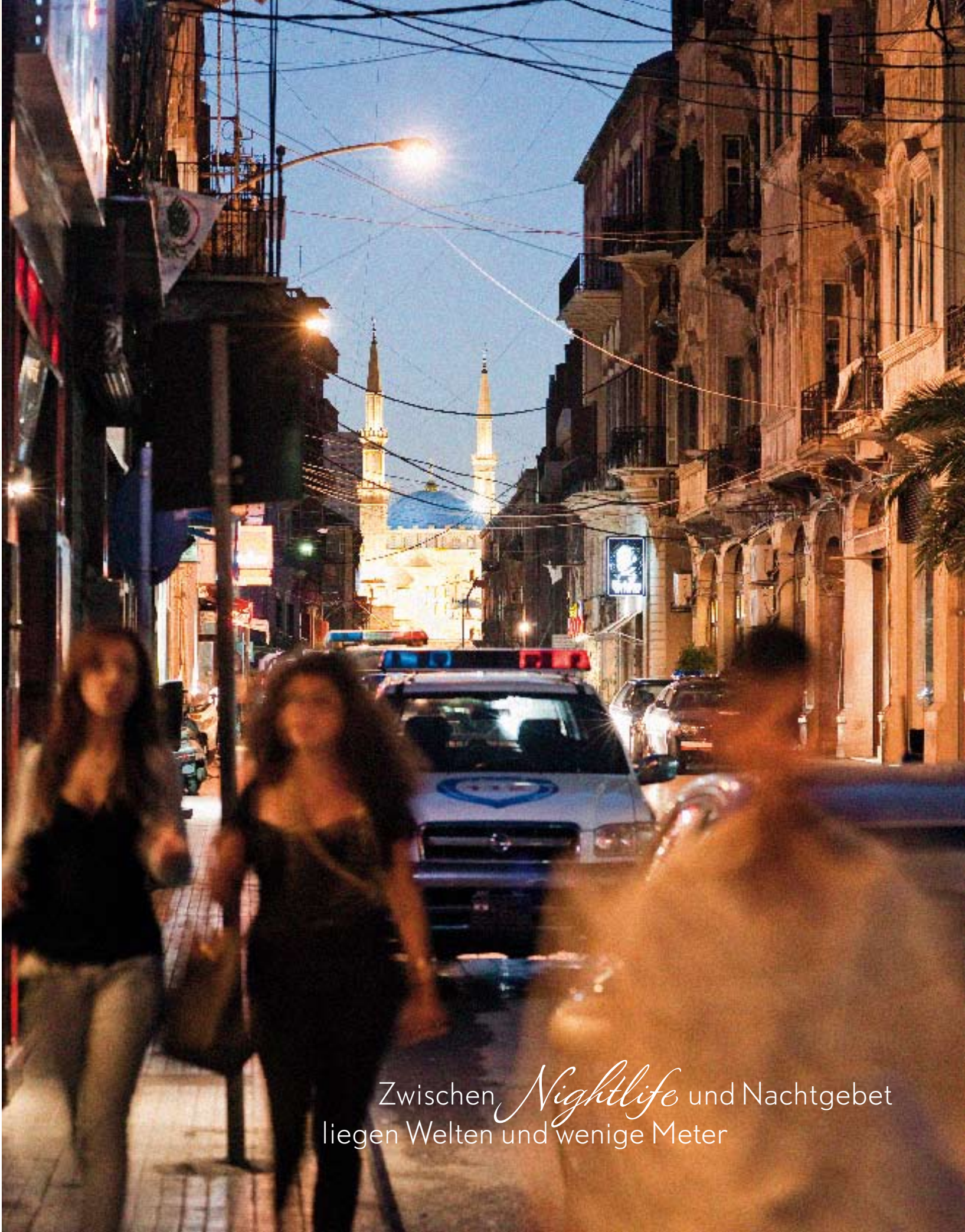
„Hier arbeitet ohnehin keiner länger als sechs, sieben Stunden pro Tag", behauptet Issam, der 52-jährige Medienunternehmer, dessen Firma arabische Fernsehsender mit Nachrichten und Dokumentationen aus dem Libanon versorgt. An den Piers der „Mövenpick"-Hotel-Marina dümpeln weiße Yachten, die von syrischen Gastarbeitern gewienert werden. „Libanesen zeigen gern, was sie haben", sagt Issam, ein in Jeans, offenes Hemd und Lederslipper gekleideter Selfmademan, „selbst wenn es oft mehr Show als Realität ist. Es gibt da diesen Witz: Wir geben Geld aus, das wir nicht haben, für Sachen, die wir nicht brauchen, um damit Leute zu beeindrucken, die wir nicht kennen oder nicht mögen."

Ihm selbst scheint das weniger wichtig zu sein: Das kleine Kunststoffboot hat er gebraucht gekauft, die beigen Sitzpolster sind abgewetzt, das Chrom hat schon einmal mehr geglänzt, und der Außenbordmotor springt erst nach einigen Versuchen an. „Was soll's", sagt der Skipper nur, „der Spaß ist für mich der gleiche."

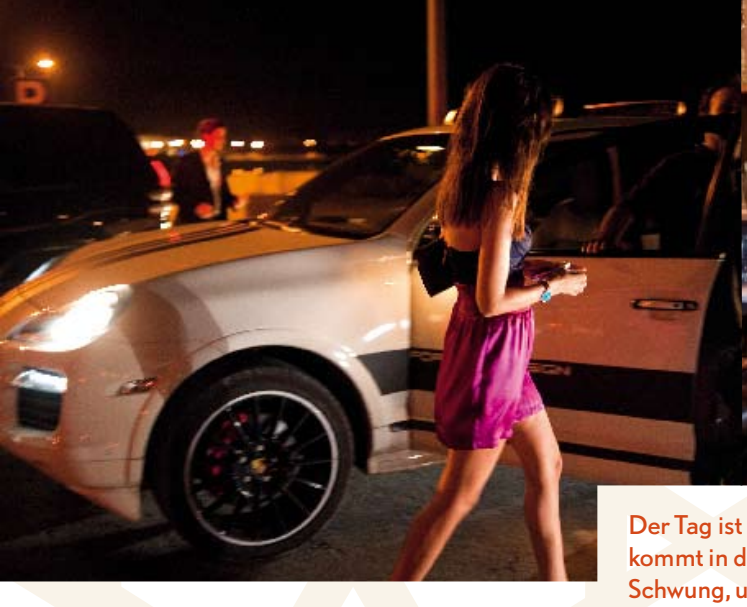
Dann gleiten wir über blaue Wellenkämme. Hinter uns flirrt die Skyline von Ras Beirut, wo Baukräne stumme Pirouetten drehen. An Backbord zieht der lange Strand vorüber, der Beiruts südliche Vororte säumt. Gelbe Flaggen flattern über unverputzten Häusern. „Hisbollahland", sagt der Fernsehmann mit dem reklameweißen Lächeln. Dort herrscht die Miliz der Schiiten, inzwischen die zahlenstärkste und mächtigste der vielen Fraktionen des Landes, dort zieren riesige Porträts des iranischen Revolutionsführers Khomeini und von Hisbollah-Chef Hassan Nasrallah die Fassaden. Ein paar Kinder tollen durch den Sand, begluckt von Frauen, die auch in der warmen Nachmittagssonne lange Mäntel und Kopftücher tragen.

Der beste Wasserskiplatz bei hohem Wellengang wie heute ist ein langer Kanal zwischen einem mächtigen Wellenbrecher aus Betonquadern und der Landebahn des Internationalen Flughafens, in dem die Wellen auch jetzt nur sanft schwappen. Alle paar Minuten schwebt mit pfeifenden Turbinen ein Passagierjet heran. „Immer noch besser, als wenn hier ein israelisches Kampfflugzeug die Schallmauer durchbricht, um die Hisbollah zu erschrecken", sagt Fouad. Gerade als er seinen Freund, der schon mit Skiern und Zugleine in der Hand in Startposition treibt, aus dem Wasser ziehen will, setzt der Motor aus und lässt sich nicht wieder starten. „Macht nichts", sagt Issam, „lassen wir uns halt in die Marina schleppen und versuchen es morgen wieder."

Als wir das Boot vertäut haben, steigen wir hinauf zum Stadtteil Raouche und essen Falafel im Imbissrestaurant „Barbar", um dessen Tische an der Corniche sich Großfamilien drängen. Joggerinnen in knappen T-Shirts traben vorbei. Im Fernseher läuft der Hisbollah-Sender Al-Manar („Der Leuchtturm"); auf dem ▶



Zwischen *Nightlife* und Nachtgebet
liegen Welten und wenige Meter



Der Tag ist nicht genug: Vor Mitternacht kommt in dieser Stadt keine Party in Schwung, und ins Bett geht's erst kurz vorm Morgengrauen (li.). Während sich die Gäste im „Café Gemmayzeh" (re.) auf eine Wasserpfeife treffen, lassen sich die Besucher im Rooftop-Club „Beiruf" zum Ausblick harte Drinks servieren (re. u.)

kleinen Bildschirm paradieren bärtige Männer in weißen Uniformen im Stechschritt zu Ehren eines Märtyrers. Niemand schaut hin. Aus dem Sechzigerjahre-Bau nebenan mit seinen verwitternden orangefarbenen, blauen, grünen und gelben Zierblenden tragen junge Burschen glühende Holzkohle herbei, es duftet nach süßem Tabak und gegrilltem Fleisch, nach Zimt und Kardamom. Kleinkinder sitzen auf den Tischen und zerrupfen Papierservietten. Mädchen in bonbonbunten Kleidchen und mit Schleifen im Haar jagen sich über die Terrasse, ihre Brüder tragen Plastik-Kalaschnikows spazieren. Die Eltern paffen Wasserpfeife und sehen der Sonne zu, wie sie im Meer versinkt.

Etwas verwirrend ist das, wie eine Überreizung der Sinne wirkt die Kakophonie der Eindrücke, von denen man doch immer mehr aufsaugen will in dieser Stadt, die ihre Besucher mild zu betäuben droht in ihrer Widersprüchlichkeit, ihrer Mischung aus Glanz und Härte, Orient und Abendland.

In Solidere, dem reichen Zentrum Beiruts, nur wenige Kilometer nördlich am anderen Ende der Corniche, schwärmen im Abendlicht Golfaraber in den blankgefegten Straßen zum Shoppen aus. Eine Kirchenglocke bimmelt und mischt sich mit dem Ruf eines Muezzins. Wo früher der Souk war, das Herz und der Bauch von Beirut, oder was der Bürgerkrieg davon übrig gelassen hatte, zog die Aktiengesellschaft des 2005 ermordeten Premiers Rafik al-Hariri in einem Wirbelwind von Privatisierung ein idealisiertes Beirut hoch. So, wie sich Investoren vorstellen, das es dort einmal ausgesehen haben könnte. Makellos wirken die breiten Fußgängerzonen mit den hohen Arkaden aus ockerfarbenem Stein, eine imaginäre orientalische Baugeschichte zitierend – eigenartig steril in ihrer Pracht und doch faszinierend.

In einem zerbeulten Mercedes-Taxi kutschieren wir zurück in die Hamra, wo Fouad wohnt. Das Viertel im Westen von Beirut entstand erst in den Fünfziger- und Sechzigerjahren und wurde ein Magnet für Intellektuelle und Künstler. Auch während des Bürgerkriegs fiel seine religiös gemischte Nachbarschaft nicht übereinander her, sondern half sich gegen die Milizen. Einträchtig stehen in den Buchläden Koran und Bibel Seite an Seite. Aus Wohnzimmerfenstern leuchten blau die Fernseher, auf kleinen Balkonen sitzen Männer im Unterhemd, trinken Arak und Bier und knabbern Pistazien, deren Schalen auf die Straße segeln.

Als Tribut an die orientalischen Wurzeln reihen sich in einer Straße fast nur Modegeschäfte aneinander, in der nächsten Elektro- oder Schuhläden. An den Straßenecken verkaufen fahrende Händler Nüsse und Socken, raubkopierte DVDs und gefälschte Markenuhren. Vor dem Krieg war es hier schicker und teurer, und die Hauptachse der Hamra, nach der das Viertel benannt ist, war Anfang der Siebzigerjahre noch Beiruts nobelste Einkaufsstraße. Doch nun kehren die Ladenketten zurück – sogar H & M, hat Fouad gehört, soll auf der Hamra eine Filiale eröffnen. Für ihn ist es ein Zeichen der Hoffnung: „Wenn die hierherkommen, dann glauben sie an unsere Zukunft."

Vor dem „De Prague" sammeln sich Studenten der nahen AUB, der Amerikanischen Universität, in großen Trauben. Auch Raghda Mouawad, eine 26-jährige christliche Maronitin aus dem Ostteil der Stadt, trifft sich hier mit Freunden. Sie hat in Lyon Theater studiert und unterrichtet nun in der Hamra Schüler in Schauspiel. „Dies ist mein Lieblingsviertel, weil sich hier alles mischt", sagt die kleine, zarte Frau mit der schwarzen Mähne. Sie umarmt einen in Baggy Pants und ein überweites Hemd gekleideten Kerl mit scharf ausrasiertem Bärtchen. „Das ist mein bester Freund", sagt Raghda, die sich an diesem warmen Abend für ein Kleid mit Blumenmuster entschieden hat, „er ist Schiit und Rapper. In meiner Generation interessieren wir uns nicht für das, was uns trennt, sondern für das, was uns verbindet."

Der Bürgersteig ist völlig überfüllt. Alle tragen ihre schicksten T-Shirts, alle multitasken, als könnte der Spaß jeden Moment enden: Sie reden und schreiben SMS, sie rauchen und flirten, sie trinken und scannen die Menge nach bekannten Gesichtern, sie küssen und umarmen sich zur Begrüßung. „Libanesen sind

nicht gern allein“, sagt Raghda Mouawad. „Unsere beste Medizin gegen das Chaos ist *Joie de vivre*.“ Lebenslust. Früher mischten sich nicht nur in der Hamra die 18 Konfessionen des Landes; vor dem Bürgerkrieg lebten auch in Stadtteilen wie Aschrafieh im Osten Beiruts Angehörige vieler Religionen friedlich zusammen. Während der Kämpfe, die bis heute Narben an den Fassaden hinterlassen haben, zogen die meisten Muslime in den Westen der Stadt. Heute ist das noble Viertel über dem Hafen fast nur noch von Christen bewohnt. Taxifahrer aus den schiitischen Vierteln jenseits der Green Line, der früheren Kampflinie, steuern Aschrafieh nicht an, obwohl es keine 500 Meter Luftlinie von ihren eigenen Straßen entfernt liegt, in denen vollverschleierte Frauen Plastiktüten mit den Einkäufen nach Hause schleppen.

Wir flanieren zwischen üppigen Gärten mit hohen Palmen und knorrigen alten Pinien hindurch. Als „Rue de caractère traditionelle“ weisen Schilder Straßen wie die Rue Sursock aus – als gehörten deren osmanische Händlerpaläste und Stadtvillen aus der französischen Mandatszeit zu einer aussterbenden Gattung. Damen in Chanel-Kostümen lassen sich im Jaguar zum Diner in der Nachbarschaft chauffieren. Gut genährte christliche Katzen putzen sich sorgsam das Fell. Hinter hohen Fenstern funkeln vielarmige Kristalllüster in ballsaalgroßen Räumen und vermitteln einen Schimmer, warum im einstigen „Paris des Nahen Ostens“ Ava Gardner und Elizabeth Taylor ihre Urlaube verbrachten.

„Für solchen Glamour putzen sie Beirut heraus – aber nicht als Paris, sondern eher als neureiches Miami“, spottet Fouad Hamdan. Er will uns unbedingt noch ein passendes Spektakel zeigen: Im 11. Stock eines frisch eröffneten Büroturms am Hafen vibriert die Luft von Bässen, die sich in Gästemägen bohren. Grüppchen umringen niedrige Tische, auf denen sich Wodka- und Ginflaschen, Cola-Dosen und Champagnerkübel drängen. „Bei uns feiert die Crème de la crème“, konstatiert Jihad Ashkar, der Manager des Rooftop-Clubs „Beiruf“: „Geschäftsleute vom Golf, Fernsehstars aus Ägypten und natürlich wohlhabende Libanesen.“ Begeistert begrüßt er Männer in Dreitausend-Dollar-Anzügen, tauscht Wangenküsse mit Frauen im kleinen Schwarzen.

Drei Kellner tragen einen Champagnerkübel vorbei, umringt von funkensprühenden Wunderkerzen. „Dom Perignon, die Flasche zu 750 Dollar“, sagt Ashkar beiläufig, „davon gehen bei uns jeden Abend etliche über die Theke.“ Vom nahen Märtyrerplatz im Zentrum leuchtet neben der maronitischen St. Georg-Kathedrale die Mohammad-al-Amin-Moschee mit ihren schlanken Minaretten herüber. An den Hängen des Küstengebirges glitzert die Stadt wie ein Feuerwerk aus Millionen Lichtern.

Längst tanzen die „Beiruf“-Gäste auf den Tischen und Sitzpolstern, trinken Wodka-Red Bull aus Wassergläsern. „Are you ready for more“, brüllt der DJ von seinem Pult über der Menge. „Yeah“, schreien alle zurück und reißen die Arme in den Vollmondhimmel. Mehr, das geht in Beirut immer. ■

Die Hauptstadt der *Hedonisten* ist reich an Höhepunkten und begradigten Nasen